
Grundgedanken zu einer museologieorientierten Praxis^{*}

von

Friedrich Waidacher

*„Geschrieben steht: ›Im Anfang war das Wort!‹
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zelle,
Daß deine Feder sich nicht übereile!“¹*

Terminologische Qualen I

Das Wort, das ich meine, heißt *Museologie*. Ich gäbe was darum, wenn es anders lautete. Denn es ist semantisch zu eng: „Museologie“ ist von „Museum“ abgeleitet, also einer Institution, die nur eine und die derzeit jüngste von mehreren Erscheinungsformen eines umfassenden Phänomens ist. Dieses Phänomen hingegen kann schon seit den frühesten Formen strukturierten kulturbestimmten Sammelns in verschiedenen Ausprägungen nachgewiesen werden: spätestens von mittelalterlichen Fürstensammlungen und den Kunst- und Wunderkammern der frühen Neuzeit über Gelehrtenkabinette und dynastische Galerien bis hin zum Neighbourhood Museum und weiter in jenes breite Flußdelta, in das sie alle gemeinsam mit Botanischen Gärten, Zoos, Aquarien, Planetarien und Science Centers münden.

Die Benennung „Museologie“ erscheint, soweit wir bisher wissen, zum ersten Male 1727 in einer Veröffentlichung des Kaufmannes Caspar Friedrich JENCKEL, der sich NEICKELIUS nannte.² Die Bedeutung des Begriffs war damals allerdings noch nicht von jenem programmatischen Sinn erfüllt wie 150 Jahre später. Da schrieb Johann Georg Theodor GRAESSE in der von ihm begründeten „Zeitschrift für Museologie und

* Herrn Prof. Dr. Hans Joachim KLEIN, Universität Karlsruhe, sei für die Anregung zu diesem Aufsatz herzlich gedankt. Der Beitrag ging aus Notizen zu einem Vortrag mit dem Titel „Grundgedanken zu einer praxisorientierten Museologie“ hervor.

¹ Goethe, J. W. v.: Faust. Eine Tragödie. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Hamburg 1948 ff., Bd. 3, S. 44.

² „Museographia oder Anleitung zum rechten Begriff und nützlicher Anlegung der Museorum, oder Raritäten-Kammern...“.

Antiquitätenkunde sowie verwandte Wissenschaften“ 1878 in einem Aufsatz ausdrücklich von der „Museologie als Fachwissenschaft“.³

Was war damit gemeint? Sicher nicht das, was heute darunter zu verstehen ist: nämlich eine umfassende Grundwissenschaft, die aus einem philosophischem Ansatz zu erklären versucht, warum etwas so ist und nicht anders, wie es entstanden ist, wohin es sich entwickeln kann, wozu es existiert und anderes mehr. Damals verstand man unter Museologie ein System von praktischen Handlungsanweisungen.

Diese Methode wurde schließlich mit dem zutreffenden Begriff „Museumskunde“, im Englischen „museum studies“, etikettiert. Das ist völlig in Ordnung und durchaus achtbar. Es ist wichtig, zu wissen, wie eine Skulptur beleuchtet werden kann, warum der Boden eines Ausstellungsraumes rutschfest sein muß, daß Zeitungspapier nicht als Verpackungsmaterial geeignet ist, wie man ein Objekt in die Hand nimmt und vieles andere mehr.

Aber zu glauben, damit sei bereits der Inhalt der Museologie erfaßt, zeugt von eingeschränktem Seh- und Denkvermögen. Dies würde, um einige Beispiele zu nennen, Pädagogik mit dem Wissen um Lehrerdienstrecht gleichsetzen, Theologie mit Ritualkunde, Medizin mit Krankenhausmanagement oder Soziologie mit der Organisation von Stadtteilstellen.

Zweifellos sind alle die praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten, die die Museumskunde vermittelt, unabdingbar, ohne sie geht nichts. Aber sie sind nicht hinreichend, dürfen kein Selbstzweck sein, sondern müssen auf einem theoretisch fundierten Verständnis der Gründe aufsetzen, wegen derer dies alles geschieht. Nur wenn wir imstande sind, Erscheinungen auf ihre allgemeine Ebene zurückzuführen, zu abstrahieren, werden wir auch befähigt sein, neuen Forderungen zu entsprechen, die es bisher nicht gab. Nur dann werden wir imstande sein, auch Probleme zu lösen, die erstmalig auftreten. Kurz gesagt, nur so können wir der eminenten Verantwortung entsprechen, die den Museen „von der Gesellschaft“ übertragen worden ist. Dies nicht nur hier und jetzt, sondern auch in der Zukunft.

Museumskunde ist ohne Museologie nicht denkbar, sie ist eine Teilmenge von ihr. Was der Museologie jedoch fehlt, ist eine zutreffende Benennung, ein übergeordneter Begriff wie Ästhetik, Physik oder Psychologie. Diese gelten jeweils für alle Zeiten – von der Alten Geschichte bis in die Zukunft – und für alle Erscheinungsformen – vom Sonnenlicht bis zum Laserstrahl, vom afrikanischen Dorf bis zum westlichen Universitätscampus, ja auch für vielleicht künftige extraterrestrische Welten und Gesellschaften.

Einen solchen Anspruch kann die Museologie in ihrem Kompetenzfelde auch erfüllen, nur fesselt sie ihr Name im Denken der Mehrheit auf eine, eine einzige Organisationsform, die es erst seit 200 Jahren gibt und die sich notwendig in Zukunft ändern wird.

³ Graesse, J. G. Th.: „Museologie als Fachwissenschaft“, Zeitschrift für Museologie und Antiquitätenkunde 6 (1878), S. 13-15 u. S. 129-131.

Schließlich ist Museologie „die mit Hilfe philosophischer Werkzeuge vorgenommene theoretische Erklärung und praktische Umsetzung eines besonderen erkennenden und wertenden Verhältnisses des Menschen zu seiner Wirklichkeit. Dieses Verhältnis wird als Musealität bezeichnet. Es findet seinen konkreten Ausdruck in Gegenständen, die als Zeugnisse einer bestimmten gesellschaftlichen Wirklichkeit im Dienste dieser Gesellschaft ausgewählt, erhalten, erforscht und vermittelt werden.“⁴

Der kroatische Museologe (auch dies ein Begriff, der Pein verursacht) Tomislav ŠOLA hat schon vor Jahren versucht, statt Museologie den Begriff „Heritologie“, also Lehre vom (Kultur)erbe, und später, durchaus zutreffend, „Mnemologie“ vorzuschlagen. Letzteres ist aus dem Griechischen abgeleitet und bedeutet „Lehre von der Erinnerung“⁵. Er wußte jedoch auch, daß es unmöglich sein werde, tatsächlich eine Änderung im Denken herbeizuführen, noch dazu im Denken von Fachleuten. Nicht erst seit Thomas KUHN⁶ ist bekannt, daß neue Erkenntnisse sich in der Wissenschaft nicht durch bessere Argumente und Beweise oder als Folge von Einsicht durchsetzen, sondern vorwiegend biologisch, nämlich erst, nachdem alle ihre Gegner verstorben oder wenigstens pensioniert oder emeritiert sind.

Dazu hat kürzlich auch Walter KLIER hellichtig festgestellt, „[...] daß für Gesellschaften der gemeinsam aufrechterhaltene Irrtum – im Zweifelsfall – wichtiger ist als eine abweichende Erkenntnis, die zunächst Unordnung schafft, bevor eine neue und, so hoffen wir, richtigere Ansicht sich durchsetzt [...] Wissen als Konvention ist im Zweifelsfall wichtiger denn Wissen als Wahrheit.“⁷

Terminologische Qualen II

Das Unglück unscharfer Terminologie beschränkt sich jedoch leider nicht auf den Grundbegriff „Museologie“ selbst, sondern auch, mit einer viel jüngeren Bezeichnung, auf jenes schon genannte Phänomen, das ihm erst seinen Sinn gibt: es trägt den ebenfalls strangulierenden Namen *Musealität*.

Wir verdanken seine Definition der großen Denkleistung des tschechischen Gelehrten Zbynek Z. STRÁNSKÝ, der, dessen bin ich sicher, viel lieber einen anderen Begriff geprägt hätte, sich jedoch in arttypisch resignativer Einschätzung der Realität dem notorischen Leitbegriff unterordnete.⁸ Wir schließen uns gezwungenermaßen an.

⁴ Waidacher, Friedrich: Handbuch der Allgemeinen Museologie. Wien / Köln / Weimar ³1999, S. 37.

⁵ Šola, Tomislav: A contribution to a possible definition of museology, in: *Informatica museologica*, 1/3 (1984), S. 8-10.

⁶ Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen (orig. Englisch „The Structure of Scientific Revolutions“), Frankfurt/Main. 1993 (engl. Originalausgabe: 1962).

⁷ Klier, Walter: Es ist noch alles offen, Die Presse, Spectrum, 23. 12. 2000: VI.

⁸ Stránský, Zbyněk Z., „Der Begriff der Museologie“, in: Einführung in die Museologie. Muzeologické sešity, Supplementum, 1. Brno 1971, S. 36.

Ein notwendiger Definitionsbestandteil

Was bedeutet Musealität? Sie ist eine spezifisch *erkennende* und *wertende* Beziehung des Menschen zur Wirklichkeit. Dies mit der Folge, daß der Mensch ausgewählte Gegenstände als Zeugnisse bestimmter Sachverhalte für so wichtig erachtet, daß er sie unbegrenzt bewahren und der Gesellschaft vermitteln will.

Das ist der springende Punkt!

Was heißt *erkennend*? Es bedeutet, daß Menschen, die dafür ausgebildet wurden, imstande sind, aus der unübersehbaren Fülle des Realen, die uns umgibt, jene Objekte ausfindig zu machen, die möglicherweise imstande sind, als Sachzeugen zu dienen. Dazu müssen sie in der Regel original sein, also tatsächlich das sein, was sie zu sein beanspruchen. Um dies sicherzustellen, sind die Kenntnisse jener Fächer erforderlich, die die Museologie als Quellenfächer bezeichnet. Das sind jene Disziplinen, die sich mit der Genese und der materiellen Erscheinung bestimmter Gegenstände befassen: von der Geologie über die Biologie bis zur zeitgenössischen Kunst.

Das allein genügt aber nicht für die Aufnahme eines Objektes in einen musealen Sammlungsfundus. Hier muß es auch den Anspruch auf Authentizität erfüllen, also als Nachweis einer bestimmten Wirklichkeit fungieren können. Für diese Beglaubigung ist das erkennende Werkzeug der Museologie erforderlich. Nur sie kann, im Zusammenspiel mit Quellen- und Nachbarfächern, diese Relevanz feststellen.

Was heißt *wertend*? Auch wenn alle bisher genannten Anforderungen zufriedenstellend erfüllt sind, muß in einem zweiten Schritt festgestellt werden, ob dieses Objekt auch die Anforderungen des Wertsystems jener Gesellschaft zu erfüllen imstande ist, die ja schließlich Auftraggeberin des Museums ist. Daß Museumsleute hier manchmal an gefährliche Grenzen gelangen, ist angesichts oft rasant wechselnder Wertsysteme, wie alle haben es innerhalb der letzten Generation erlebt, verständlich. Um so mehr ist es notwendig, auch hier professionell vorzugehen und nicht ein Museum auf unbestimmte Zeit mit Gegenständen zu belasten, die keinerlei brauchbaren Aussagewert besitzen.

Häufig geht eine solche falsche Gewichtung noch mit Versäumnissen in anderen Bereichen einher, die dann nicht oder nicht ausreichend behandelt werden. Weiße Flecken auf der musealen Landkarte sind nur allzu häufig, besonders bedingt durch kollektive Verdrängung oder Standeshochmut. Erstere führt dazu, daß wir, bezogen etwa auf Sachgüter der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, schlechter dastehen als hinsichtlich davor liegender Zeiten. Letzterer hatte zur Folge, daß etwa in Museen der Volkskultur Objekte des Alltags der sogenannten Unterschichten bis noch vor einer Generation völlig fehlen.

Spezifische Aufgabe des Museums

Museen sind nicht dazu da, partikuläre Interessen durchzusetzen, sie sind weder Entsorgungsbetriebe für Betriebsausflüge, noch Eventproduzenten, Auslöser für Umwegrentabilität, Protz- und Prunkpaläste für Staatsbesuche oder gar sind sie grundsätzlich wirtschaftlich rentable Unternehmen.

Ihre Rentabilität liegt im Geistigen. Sie sind das Ergebnis einer einmaligen Kulturleistung und haben eine spezifische Aufgabe, die ihnen keine andere Einrichtung abnehmen kann: Museen wurden dazu und zu nichts anderem geschaffen, uns allen, ausschließlich allen, die daran interessiert sind, dabei zu helfen, uns selbst und unsere Stellung in der Welt besser zu erkennen. Sie sollen unserem persönlichen Standpunkt eine andere Sicht hinzufügen und damit tieferes Verständnis für uns selbst und für andere ermöglichen. Museen tragen ihren Wert in sich selbst und nicht in einem wie immer gearteten materiellen Mehrwert.

Wer nicht imstande ist, wirklich zu erkennen, daß dies der Motor all der Museen und öffentlichen Sammlungen ist, der wahre Grund dafür, daß man sich diesen irrsinnigen Aufwand leistet – personell, finanziell, architektonisch, organisatorisch – wird nicht imstande sein, die lebensbestimmenden Grundfunktionen dieser Einrichtungen zweck- und widmungsgemäß zu gewährleisten.

Museen sind, und das wird im Trubel der Erfolgswilderei gerne verdrängt, öffentliche Institutionen, die als Treuhänder fungieren.

Die Konsequenzen falscher Zielvorstellungen können wir allenthalben beobachten. Dabei wird häufig verdrängt, daß jedes Versäumnis, jede Kursänderung auch uns selbst und jenen, die uns nachfolgen und denen wir Gutes wünschen, schließlich auf den Kopf fällt. Diese Aufgabenbeugungen (Siegfried RIETSCHEL) geschehen in der Regel ja zuerst nahezu unmerklich und greifen dann, infolge von Desensibilisierung und Gewöhnung, immer kräftiger zu, bis sie schließlich irreversibel sind. Es ist ja auch möglich, in diesem Zusammenhang durchaus Erfreuliches in die Welt zu stellen – Personenaufzüge, Beleuchtungsanlagen, Caviarbrötchen und dergleichen mehr. Daß dabei allerdings der Focus der Aufmerksamkeit mehr und mehr von den wesensbestimmenden Inhalten und Verpflichtungen weg auf anderes geschwenkt wird, das andere noch dazu ohnehin viel besser und inhaltlich legitimiert beherrschen, merken zeitgerecht nur die Wissenden. Und die sind nicht die Entscheidenden.

Das Museum ist kein statischer, sondern ein dynamischer Begriff. Es ist, auch wenn es noch so altherwürdig ist, auch wenn seine Inhalte zu den frühesten Zeugnissen der Natur und der Kultur des Menschen gehören, stets ein Gegenwartsphänomen. Denn zu seinen unabdingbaren, wesensbestimmenden Aufgaben gehört es, all das, was es selektiert, erkennt, musealisiert, erforscht, konserviert und schließlich kommuniziert, jeweils hier und heute der Gesellschaft zur Reflexion, zur Freude, zur Erbauung, Verwunderung und Erkenntnis anzubieten. Und das alles nach allen Regeln der Kunst. Das Museum wird sich auch mit Sicherheit in Zukunft weiterhin ändern, durch neue Erscheinungsweisen ersetzt werden und schließlich selbst in die Reihe historischer Ausdrucksformen von Musealität treten.

Im Zeitalter des weltumspannenden Internet und der „virtuellen“ Museen, die sich seit einigen Jahren im Datennetz zu etablieren versuchen, wird der Begriff des Museums um so mehr strapaziert und umgedeutet. Dem „realen“ Museum stellt sich eine „digitale“ Dependence gegenüber. Doch gerade die Online-Welt und die Computer werden auch die Museen und das Arbeitsumfeld im Museum wahrscheinlich grundlegend verändern. Nun können Museen auch als Bildungseinrichtungen sui generis auf der Höhe der technischen und gesellschaftlichen Entwicklung direkt weiträumig wirksam werden. Das Internet bietet ihnen erstmals positive Aussicht für eine Weiterent-

wicklung, die auch von der Öffentlichkeit unmittelbar genutzt werden kann. Ob jedoch das Museumsfach diese Chance ergreift, bleibt offen, da es bisher nur wenige Museumsleute sind, die aktiv etwas zu bewegen versuchen.⁹

Zugleich jedoch darf in all der virtuellen Euphorie nicht vergessen werden, daß Museen stets notwendig mit authentischen Objekten arbeiten und gerade dadurch einmalig und unersetzbar sind. Darauf hat kürzlich auch Peter GORSEN im Zusammenhang mit Kunstmuseen hingewiesen. Seine Argumentation gilt jedoch selbstverständlich gleichermaßen für alle anderen Museums- und Sammlungsarten:

„Die Zukunft und die Chance der Museen liegen aber nicht allein in einem immer weiter gespannten, letztlich virtuellen Ausstellungsnetz ihrer Schätze, sondern ebenso in der vertrackten Anziehungskraft einer dem Austausch, der ubiquitären, nachauratischen Kommunikation sich sperrenden, immobilen Kunst, deren Zeitkern empfindlich und vergänglich ist. Kunstwerke sind entgegen dem gebildeten Vorurteil nicht unsterblich. Dies muß nicht unbedingt ein Nachteil für die Museen sein. Ein Introversionsschub würde unsere Wahrnehmung für die Einmaligkeit und Einsamkeit der Kunstwerke neu sensibilisieren können. Und der Museumsdschungel könnte mit seinen begrenzten Kapazitäten und regionalen Eigenartigkeiten wieder attraktiv werden.“¹⁰

Wo steht die Museologie heute?

Es gehört zur Natur von Wissenschaft, daß ihre Einsichten unvollständig und stets vorläufig sind.

„Wissenschaftliche Theorien sind nicht Theorien im klassischen Sinne, das heißt, es gibt keine Möglichkeit, sie als wahr zu bezeichnen. Sie werden lediglich als Hypothesen oder Modelle aufgefaßt. Man rechnet damit, daß sie prinzipiell falsifizierbar sind und, mehr noch, eines Tages falsifiziert werden. Theorien werden als etwas Vorläufiges angesehen, als vorübergehendes Erkenntnisinstrument und nicht mehr.“¹¹

Trotz intensiver internationaler Forschung seit mehr einer Generation wissen wir immer noch zu wenig über das, was Museologie umfaßt. Daher braucht sie auch, neben ständiger selbstreflexiver philosophischer Erforschung, dringend die Zusammenarbeit mit Nachbarfächern, von denen besonders jene von Bedeutung sind, die sich auch empirisch mit dem Menschen befassen, also vorwiegend Psychologie und

⁹ Diese Überlegungen verdanke ich dem Gedankenaustausch mit Ralf BLANK M. A., Hagen. Vgl. dazu Blank, Ralf: Professionelle Museumsarbeit und Internet. Zukunftsperspektiven und Standortfragen, in Museumskunde 66 (2001) H. 1, S. 128 – 135; Ders.; Professional information and cooperation: VLMP Germany and Virtual Library Museums, in: ICOM News 53 (2000) Vol. 2, S. 12.

¹⁰ Gorsen, Peter: Konzernherren planen den Kunstglobus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.1.2001.

¹¹ Böhme, Gernot: Einführung in die Philosophie, Frankfurt/Main ²1997, S. 310.

Soziologie. Dafür liegen auch bereits, besonders im Bereiche der Besucherforschung, aber nicht nur dort, hervorragende Ergebnisse vor.¹²

Das Problem bei der Untersuchung dessen, was der Institution Museum zugrunde liegt, ist jenem von Bibliotheken und Archiven zwar verwandt, das Museum ist ihnen darin jedoch weit voraus. Letztere verfügen ja noch nicht einmal über anerkannte Erkenntnissysteme, wie sie die Museologie längst bietet. Nikolaus WEGMANN hat kürzlich in einer brillanten Studie eindrucksvoll darauf hingewiesen, daß im Falle der Bibliotheken immer noch auf Wissen, welches über Zweck- und Nutzenkalkulationen hinausgeht, verzichtet wird.¹³ WEGMANN stellt folgende Thesen fest:

- „Nur vereinzelt haben Bibliothekare über ihr praktisches Expertenwissen hinaus den Schritt in stärker abstrahierende Beschreibungen versucht. [...] Eine fachinterne Rezeption fiel entweder aus oder wurde verschleppt, ist offiziell für unnötig und überflüssig erklärt, da doch, so der blockierende Topos, jeder Bibliothekar als Fachmann, der er zu sein hat, auch ohne Theorieweisheit immer schon weiß, worauf es bei der Bibliothek eigentlich ankommt.“
- „Im Kern stehen die Registratur, Pflege und Bereithaltung des Bestandes, insbesondere von Handschriften, Drucken und Rara bis hin zu einzelnen prominenten Büchersammlungen. Stets handelt es sich dabei um Konkretes, um Verwaltung, Bibliothekstechnik, Katalogisierung oder Bibliographie.“ [
- „Im wesentlichen bleibt es bei einer Bibliothekskunde.“
- „Offensichtlich fehlt ein Muster, das es erlaubt, jenen Punkt darzustellen, an dem all diese Perspektiven und Realitäten zusammenkommen, wo ein auf Tatsachenbeobachtung gestütztes Sach- und Expertenwissen, das Interesse an einer inneren Logik der Bibliothek sowie Fragen nach der sozialen und kulturellen Relevanz dieser Institution ineinanderlaufen.“
- „So ist die gegenwärtige Konjunktur einer unter der Leitmaxime ‚Effizienz‘ laufenden Darstellung der Bibliothek nach Kosten und Gewinnen auch ein Symptom für die Krise humanistischer oder bildungspolitischer Verstehensmodelle, die sich ihrerseits wieder auf eine andere Zahlen-Rhetorik berufen.“¹⁴

Noch vor zwanzig Jahren hätten diese Feststellungen, mutatis mutandis, bruchlos eins zu eins auf die Institution Museum übertragen werden können. Ja, trotz allen höchst erfreulichen Entwicklungen der letzten Jahre finden sich bis heute in den ökologischen Schutznischen besonders von großen Museen immer noch Nutznießer des Systems, die allen Ernstes glauben, ihre Ausbildung in einem der Quellenfächer genüge, um das unerhört komplexe Phänomen Museum zu beherrschen.

¹² Waidacher, Friedrich / Jan Sas / Harry Needham: Selected Publications on Visitor Studies, Evaluation, Market Research and Performance Measurement. Ottawa 1997.

¹³ Wegmann, Nikolaus: Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter. Köln / Weimar / Wien 2000.

¹⁴ Ebd. passim.

Bei aller gebotenen Zurückhaltung und allem Bewußtsein von der Vorläufigkeit wissenschaftlicher Einsichten: die Museologie hat schon einiges zu bieten.

So zeigt sie, welche besondere gesellschaftliche Verpflichtung darin liegt, mit ausgewählten Materialien und Gegenständen der Natur und des menschlichen Schaffens umzugehen. Sie denkt darüber nach, wie bei der erkennenden und wertenden Auswahl potentieller Musealien vorzugehen ist.

Die Grundsätze und Methoden der Bestandsbewirtschaftung, von der Registrierung über die Inventarisierung bis zur Katalogisierung gehören ebenso in das Feld des Ineinanderfließens von Theorie und Praxis wie Fragen der Konservierung und Restaurierung.

Schließlich ist da der weite Bereich der musealen Kommunikation, insbesondere seiner Königsdisziplin, der Präsentation von authentischen Objekten. Die Museologie bietet gesichertes Wissen um die spezifische Eigenart all jener Objekte, die als *Musealien* einen Sammlungsfundus bilden. Entgegen einer weit verbreiteten feuilletonistischen Fehlmeinung hat sie längst nachgewiesen, daß Musealien nicht Zeichenträger („Semiophoren“) sind – das ist auch jedes Verkehrsschild -, sondern selbst Träger von Bedeutung. *Nouophoren* sind sie, von gr. *nous* (Geist, Bedeutung, Sinn) und *pherein* (Tragen). Diese Objekte sind ab dem Augenblick ihrer Musealisierung zu etwas völlig Neuem geworden, sie sind nicht mehr die Alltagswirklichkeit selbst, sondern repräsentieren Sinngehalte, Ideen, Fakten, Zustände, Befindlichkeiten, Konzepte - je nachdem, mit welchem Symbolpotential sie aufgeladen wurden. Daher gehört auch alles, was im Museum und seinen Präsentationen gezeigt wird, einer Metarealität an. Wer das nicht weiß, greift völlig daneben.

Praxisorientierte Museologie

Wie sieht es nun mit einer praxisorientierten Museologie aus? Ist sie das überhaupt? Ja, sie ist es. Allein die Literatur, die zu bestimmten Teilgebieten der angewandten Museologie vorliegt, ist schier unübersehbar: Angelegenheiten der Evaluation, Sammlungsverwaltung, Ausstellungsplanung, Konservierung, Sicherheit, aber auch Grundsätzliches über die gesellschaftlichen und geistigen Voraussetzungen des Musealphänomens und vieles andere mehr sind in abertausenden von Aufsätzen in vielen Dutzenden Fachzeitschriften behandelt, werden in hunderten Monographien von jeweils mehreren hundert Seiten ausführlich dargestellt. Ein Blick in die einschlägigen Verlagsverzeichnisse und Bibliographien beweist dies eindrucksvoll.

Dabei schreitet die Forschung selbstverständlich voran, greift tiefer und weiter aus. Bis vor zwanzig Jahren waren wir noch alle begeistert von der Vorstellung, herausfinden zu können, was denn unser Publikum in Ausstellungen so alles lerne. Die Erfahrung hat diesen Überschwang der Erwartungen allerdings etwas gedämpft. Vor allem das beeindruckende Bekenntnis des großen Chandler SCREVEN¹⁵, daß die Fra-

¹⁵ Screven, Chandler D.: Lernen und Motivation von Besuchern in Ausstellungen: Folgerungen für die Planung, in: Graf, Bermhard (Hg.): Ausstellungsplanung, Ausstellungsdesign, Evaluation. Kolloquium im Deutschen Museum, 4. - 8. März 1985, München / Berlin 1985, S. 11-34.

gen der Psychologen einfach falsch gestellt waren, weil einseitig von der schulischen Lernforschung übernommen, hat neue Ansätze ermöglicht. So wird auch schon längst berücksichtigt, daß das Museum und seine Ausstellungen ein eigenes, unverwechselbar spezifisches Setting darstellen. Es ist mit keinem anderen Umweltdesign vergleichbar und muß daher nach seinen eigenen Gesetzen untersucht werden. In diesem Sinne wird auch längst in interdisziplinärer Zusammenarbeit unter Beziehung des Instrumentariums der Soziologie mit neuen Suchbehelfen an das unbekannte Wesen Publikum herangegangen.¹⁶

Ein wesentliches Problem bei der Übernahme von gesichertem Wissen durch die Praxis liegt allerdings darin, daß jeder Mensch zwar in einem oder wenigen Fachbereichen Expertenniveau erreichen kann, in allen anderen jedoch notwendig Dilettant ist. Ein Charakteristikum des Dilettantismus ist jedoch leider die Tendenz zur Selbstüberschätzung. Dabei geht es ja gar nicht immer darum, alle Einzelheiten in Gebieten verfügbar zu haben, die nicht zum unmittelbaren Tätigkeitsfeld zählen. Aber zur Kenntnis nehmen muß man, ob es Lösungen bereits gibt und wo sie zu finden sind. Dies ist auch ein wesentlicher Grund dafür, daß trotz einer Fülle valider Ergebnisse der empirischen und der theoretischen Forschung, die manchmal seit Jahrzehnten zur Verfügung stehen, Museumsleute wieder und wieder die selben dummen Fehler machen.

Nichtkundige sind in der Regel nicht auf dem neuesten Stand der Information darüber, was andere längst erkannt haben. Meta-Information ist eben wirklich Sache von Profis. Ohne sie geht es nicht.

Praxisorientierte Museologie: daran fehlt es seit Generationen wirklich nicht! Ich erwähne hier nur als frühe Beispiele die bahnbrechenden Untersuchungen, die Arthur W. MELTON bereits 1935 vorlegte und deren Ergebnisse bis heute hartnäckig ignoriert werden, wie jeder Mensch leicht feststellen kann, der Ausstellungen mit wachen Sinnen besucht.¹⁷

Ein Artikel über Besucherforschung im Children's Room der Smithsonian Institution in Washington D. C. erschien gar schon 1901 im Magazin „Saint Nicholas“.¹⁸

Auch Museumsleute wie Alfred LICHTWARK, Hamburg, der von ihm beeinflusste Benjamin Ives GILMAN vom Museum of Fine Arts Boston, sein Landsmann John Cotton DANA und der Österreicher Otto NEURATH haben schon zwischen der vorletzten Jahrhundertwende und den dreißiger Jahren zukunftsweisende Gedanken vorgelegt, die

¹⁶ Dazu sei beispielsweise auf neueste Forschungsprojekte hingewiesen, die sich besonders mit Fragen der sozialen Interaktion in Ausstellungen befassen (Lehn, Dirk vom, Christian Heath and John Hindmarsh: Exploring Social Interaction in Museums and Galleries; Lehn, Dirk vom, u.a.: „Crafting participation: Interaction with and around Aesthetic, Tangible Artefacts“).

¹⁷ Melton, Arthur W.: Problems of installation in museums of art. Studies in Museum Education : Edited by Edward S. Robinson (Publications of the American Association of Museums, New Series, Number 14). Washington D. C., 1935.

¹⁸ Ich danke Jan Sas von der Reinwardt Academy Amsterdam für den freundlichen Hinweis.

von manchen Gegenwärtigen leider noch immer nicht zur Kenntnis genommen werden.¹⁹

Selbstbild der Profession

Wie sieht es nun mit dem Selbstbild jener Menschen aus, die an Museen arbeiten?

Der große Psychologe Arno GRUEN²⁰ hat in einem packenden Buch dargelegt, daß Menschen, die eine innere Kohärenz entwickeln konnten und daraus ihr Identitätsgefühl beziehen, auch unter extremen Frustrations- und Deprivationsbedingungen nicht ihr Vertrauen und ihren Glauben an sich selbst verlieren. Dies gilt selbstverständlich auch für subtilere und weit weniger dramatische Lebensumstände.

Mangelndes professionelles Identitätsbewußtsein schlägt sich sogar nach außen in der Weise nieder, in der die Institution selbst auftritt. In einer Zeit, in der schon jeder Friseurladen *Haar-Studio* heißen muß und wohl bald aus Krankenhäusern *Erlebniskliniken* werden, in einer solchen Zeit darf es nicht wundern, daß manche Museumsleute sich vor dem Begriff „Museum“ genieren und ihrem Hause statt dessen einen anderen, zeitgeistigen Namen verpassen.

Mehr und mehr finden wir, offenbar in Anlehnung an die vielen Möbel-, Erdbeer- und Grabsteinländer und Erlebniswelten, Museen, die an ihre inhaltsbeschreibenden Stammwörter die Gattungsbezeichnung –welt anhängen oder gar läppische Neologismen erfinden.

Die eingangs erwähnte Unsauberkeit in der Terminologie und damit der Zweckbestimmung all dessen, was so irgendwie mit dem Museum zu tun hat, zeitigt auch nachteilige Folgen für das Selbstbild jener Leute, die ja eine solche Institution ausmachen. Menschen, die in Museen arbeiten, bezeichnen sich in der Regel als Geologen, Kunsthistorikerinnen, Schreiner, Buchhalter, Goldschmiede, Anthropologinnen, Historiker und anderes mehr. Nicht aber mit einer Gattungsbezeichnung, die sie alle gemeinsam benennt, abgeleitet nämlich aus der zweifelsfreien Tatsache, daß sie an einem *Museum* arbeiten. In dieser Hinsicht haben es Bibliothekare und Archivare beiderlei Geschlechtes besser.

Ältere Menschen in einem Museum werden vielleicht noch den Begriff „Museumsmann“ verwenden. Es gibt aber auch eine Gruppe, deren Mitglieder sich als Museologin oder Museologen bezeichnen. Damit hat es aber wieder seine Probleme. Selbstverständlich nicht im rechtlichen Sinne, aber semantisch. Niemals würde es

¹⁹ Vgl. z. B.: Lichtwark, Alfred: Museen als Bildungsstätten, in: Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, Die Museen als Volksbildungsstätten. Berlin 1904; Ders.: Das Nächstliegende, Museumskunde 1 (1905), S. 40-43; Gilman, Benjamin Ives: Museum Ideals of Purpose and Method, 1918 (darin auch ein Artikel aus dem „Scientific Monthly“ vom Januar 1916, in dem er den bis heute leider notwendigen Begriff „museum fatigue“ prägte); Dana, John Cotton: The new museum: selected writings. Newark 1999; Neurath, Otto: „Museums of the future“, Survey Graphic 22 (1933) H. 9, S. 458-463.

²⁰ Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität : Realismus als Krankheit : eine grundlegende Theorie zur menschlichen Destruktivität. München 1987.

nämlich einer Röntgenassistentin in den Sinn kommen, sich als Röntgenologin zu bezeichnen oder einem Dentaltechniker, als Zahnarzt aufzutreten.

Das alles hat nicht nur mit dem negativen Bedeutungshof zu tun, der den Begriff „Museum“ und sein Adjektiv umgibt: alles, das veraltet, langweilig oder sonst entbehrlich ist. Es hängt auch untrennbar damit zusammen, ob es überhaupt eine spezifische Ausbildung für den Museumsberuf gibt und wenn ja, welche.

Ausbildung

Ute HAUG und Christoph LÖHR haben bei der Jahrestagung 2000 des Deutschen Museumsbundes versucht, die Ausbildung an Museen in eine europäische Perspektive zu stellen.²¹ Dazu referierten sie die Situation in Polen, der Schweiz, in Großbritannien, Italien, den USA und schließlich Deutschlands. Ich habe zwei Jahre zuvor auch auf die Möglichkeiten hingewiesen, die damals in Kroatien, Tschechien und den Niederlanden geboten wurden, und einige Vorschläge vorgelegt, die selbstverständlich bis heute ignoriert werden.²²

Demnach sind die einzigen europäischen Länder, in denen meines Wissens Museologie regulär als universitäres Fach studiert und absolviert werden kann, Großbritannien, die Niederlande, Tschechien, die Slowakei, Polen und Kroatien.

Ein besonderes Problemkind ist in diesem Zusammenhang das Volontariat in Deutschland, dessen Konzeption von dem fundamentalen Irrtum ausgeht, ein Praktikum könne eine formale Ausbildung ersetzen, ja sei geradezu besser als diese. Die Schwierigkeit liegt beim Volontariat „[...] offensichtlich in der Vermischung von Ausbildung und voller Mitarbeit. Letztere verhindert oft eine geregelte Ausbildung, wird aber immer mit dem Prinzip des ‚learning by doing‘ verteidigt. Dieses wird jedoch in jedem Job angewandt [...] Muss es durch ein wesentlich konzentrierter stattfindendes Ausbildungsprogramm (z. B. an der Universität) ersetzt werden? Dies könnte durch ein Fachstudium mit Nebenfach ‚Museologie‘ erreicht werden [...] Die theoretischen Grundlagen könnten dann bereits im Studium vermittelt werden, und das Volontariat ließe sich praxisorientierter ausrichten. Damit würde aber das Museum den Einfluß auf die Ausbildung seiner Nachwuchskräfte verlieren [...] Wir plädieren dafür, dass die Museen die Verantwortung für die praktische und theoretische Ausbildung ihres qualifizierten Nachwuchses selber übernehmen.“²³

Mit dem Vorschlag zur Einführung eines universitären Nebenfaches „Museologie“ mit dem internationalen wissenschaftlichen Magister-Abschluß gehe ich völlig konform. Ich halte diesen Modus überhaupt für den einzig praxisgerechten und damit zielführenden. Die abschließende Forderung freilich, die noch dazu den eigenen Vorschlag

²¹ Haug, Ute / Christoph Löhr: Die Ausbildung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an Museen im europäischen Vergleich, in: *Museumskunde* 65 (2000) H. 2, S. 172-177 (Vortrag auf der Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes in Cottbus am 9. Mai 2000).

²² Waidacher, Friedrich: Dilettanten, Amateure, Pfuscher oder Profis? Zur Ausbildung für den Museumsberuf, in: *Museum Aktuell* (1998) H. 3, S. 1041-1046.

²³ Haug / Löhr (wie Anm. 21), S. 175-176.

wieder annulliert, geht an der Wirklichkeit vorbei. Man stelle sich vor, Pflichtschulen würden die Verantwortung für die praktische und theoretische Ausbildung ihres qualifizierten Nachwuchses selber übernehmen. Praktika, ja. Ausbildung nein. Für letzteres sind Museen nicht da und es fehlt ihnen auch jegliche Kompetenz dazu.

Was die Fachhochschulen in Deutschland betrifft, so halte ich sie für hervorragende Ausbildungsstätten - allerdings nicht für Museologie, sondern für Museumskunde. Es wäre m. E. allerdings klüger gewesen, an Stelle der nicht zutreffenden und in anderen Sprachen auch zu Mißverständnissen führenden Berufsbezeichnung „Diplom-Museologin“ und „Diplom-Museologe“ die Begriffe „Diplom-Museumsassistentin“ und „-assistent“ zu kreieren.

Im übrigen halte ich eine möglichst interdisziplinäre und vor allem auch geisteswissenschaftliche Schulung für wissenschaftliches Museumspersonal für unabdingbar. Es stellt sich deshalb die Frage nach einer Synthese von universitärer und FH-Ausbildung. Die Fachhochschulen könnten die praktischen Fähigkeiten vermitteln, die Universitäten z.B. im Nebenfach die museologische Fundierung garantieren.

Grundgedanken zu einer museologieorientierten Praxis

Ich hoffe, mit den bisher genannten Beispielen klargemacht zu haben, was wirklich fehlt. Es ist die ausreichende *Apperzeption* des Gegebenen durch die Akteure der Museumspraxis! Daher will ich im folgenden einige ‚Grundgedanken zu einer museologieorientierten Praxis‘ skizzieren.

Museen befinden sich gegenwärtig in einer kritischen Situation. Es ist daher auch besonders ungünstig für sie, wenn sie weiterhin von Spezialisten jener Quellenfächer betrieben werden, die nur für die vorwiegend materiellen oder objektspezifischen Inhalte von Sammlungen zuständig sind. Noch schlimmer allerdings ist es, wenn sie von Buchhaltern und Tourismusmanagern geleitet werden, wie dies ja neuerdings zunehmend von den Entscheidungsträgern gewünscht wird. Dies ist ein Rückfall in jene prä-professionellen Zeiten, in denen Museen von dilettierenden museologischen Herrenfahrern zur linken Hand betrieben wurden.

Manche der alten Vorstellungen vom Museum haben sich in den letzten Jahren ohnehin radikal gewandelt. Dies in vielen Belangen sehr zum Vorteil. Leider aber manchmal auch mit derartigem Schwung, daß gleich ganze Badewannen voller Kinder umgestürzt wurden. Aus „Elfenbeintürmen“ sollen Jahrmarktsattraktionen werden, welche die von Finanz-, Tourismus- und manchmal auch Kulturdezernenten herbeigesehnten fetten Einnahmen lukrieren. Die alte Publikumsfeindlichkeit wird durch kesse Anbiederung ersetzt. Auch falsch, wie sich allenthalben schon zeigt. Da werfen nämlich erfolgreiche Museumsleiter das Handtuch, weil sie in einem solchen Seifenkistenrennen nicht mittun wollen, da sistieren andere über Nacht alle Sonderausstellungen, da wird auf einmal deutlich, daß Museen ja doch andere Aufgaben zu erfüllen haben. Videant consules!

‚Museologieorientierte Praxis‘ findet ein reiches und buntes Betätigungsfeld. Ich nenne dazu einige Beispiele für Fehlleistungen, die immer noch auftreten und leicht ver-

meidbar wären, könnten sich ihre Verursacher nur dazu überwinden, über die Grenzen ihres eigenen Faches zu blicken:

1) Mangelnde Berücksichtigung der gesellschaftlichen Situation

Da das Museum definitionsgemäß im Dienste der Allgemeinheit steht, ist es verpflichtet, deren jeweiligen Anforderungen so gut wie möglich zu entsprechen. Mit Rücksicht auf die dynamische und wandelbare Natur von Gesellschaften bedeutet dies, auf wichtige Veränderungen auch entsprechend zu reagieren. Gegenwärtig sind dies, um einige Beispiele zu nennen, die fortschreitende Auflösung der traditionellen Industriegesellschaft, Verlagerung von Produktionen in Billiglohnländer, Veränderungen der Alterspyramide, Umstellung der Wertskala, Teilzeitbeschäftigung, Arbeitslosigkeit, grenzüberschreitende Migration, explosives Wachstum des Informationsmarktes und zunehmende Xenophobie.

Museen dürfen dabei selbstverständlich nicht übereilt reagieren, sobald sich die Windrichtung ändert, aber sie haben wachsam zu registrieren und folgerichtig zu handeln, sobald Tendenzen ausreichend eindeutig sind. Das bedeutet manchmal auch, gegenzusteuern, immer jedoch mit dem Ziel nachhaltiger Entwicklungen und möglichst weitgehender sozialer Integration. Daß diese gesellschaftliche Verpflichtung nicht im Zuge der heute beliebten Deregulierung einfach dem freien Markt überlassen werden darf, gilt für Museen ebenso wie für andere Felder der öffentlichen Daseinsvorsorge. Der Politikwissenschaftler Klaus LEGGEWIE spricht in diesem Zusammenhang zutreffend von einem „adäquate(n) *policy mix* aus privater Initiative und staatlicher Steuerung.“²⁴

2) Fehlendes Wissen um die Bedeutung eines musealen Thesaurus und seiner potentiellen Synergien

Museale Sammlungen sind nicht beliebige Anhäufungen von Objekten, sondern sie müssen, auch bei Anerkennung aller Zufälligkeiten des Lebens, so klar wie nur möglich nach intersubjektiv anerkannten Richtlinien behandelt werden. Dazu gehört auch ein abstrakter Thesaurus, der als Idealbild der jeweiligen Sammlung den Grundraster für alle folgenden Sammlungsbewegungen – Erwerbungen und Abgaben von Objekten – bildet. Ein solcher Thesaurus bietet auf Grund seiner Transparenz und der Übersichtlichkeit der Beziehungen seiner Elemente untereinander geradezu unbegrenzte Möglichkeiten für Synergien. Diese gehen weit über alles hinaus, was aus einer bloßen Addition von Elementen und Daten zu gewinnen wäre.

3) Sammeln ohne bewußte Selektion

Musealien werden als Bedeutungsträger ausgewählt, als Nouophoren. Sie werden im Verlaufe des Selektionsverfahrens aus dem Fluß der Zeit gehoben und bekommen dabei neue Eigenschaften verliehen. Jedes Objekt verwandelt sich in ein Dokument

²⁴ Leggewie, Klaus: Die Chancen einer neuen Linken, Die Presse, 3. 2. 2001, Spectrum: II.

der Wirklichkeit und ermöglicht uns, mit seiner Hilfe Erkenntnis zu gewinnen und zu vermitteln. Wenn nun die Auswahl von künftigen Sammlungsobjekten passiv dem Zufall oder bestimmten individuellen Vorlieben oder Abneigungen überlassen wird, dann werden zwangsläufig auch ihre Aussagen verfälscht. Schlußfolgerungen aus Teilmengen dürfen nicht auf Gesamtheiten übertragen werden.

„Die museale Selektion hängt [...] vom Aufbau des Wertgefüges ab, das ihr zugrundeliegt. Sie greift daher auch nicht auf alles zu, was anschaulich ist. Es ist Aufgabe der Museologie, das Erkennen, Verstehen und Bewerten dieser besonderen Eigenschaft der Realität zu ermöglichen und die Erscheinungsformen und Gesetze ihres Bedeutungswandels zu ergründen.“²⁵

4) Inventarisierung ohne vorherige Musealisierung

In kontinentaleuropäischen Museen werden Erwerbungen in der Regel sofort inventarisiert. Das bedeutet, daß sie durch einen Rechtsakt zu öffentlichem Eigentum erklärt werden, der im Falle einer Fehlentscheidung nur mit großer Mühe rückgängig gemacht werden kann. Solche Fehlentscheidungen sind nämlich durchaus möglich, wenn für den endgültigen Entschluß über die Aufnahme von Objekten oder Materialien in einen Sammlungsfundus nicht ausreichend Zeit vorgesehen wird und wenn nicht eine Sammlungskategorie zur Verfügung steht, die deren sichere Verwahrung gewährleistet, ohne daß gleich der finale und bindende Schritt der Musealisierung getan werden muß. Das bedeutet ferner, daß eine Sammlung sowohl physisch als auch administrativ mit Dingen belastet wird, die Raum beanspruchen, gesichert und konserviert, bei jeder gegenständlichen und administrativen Kontrolle berücksichtigt werden müssen und darüber hinaus auch noch keinerlei Mehrwert bringen.

5) Forschung ausschließlich nach quellenfachlichen Gesichtspunkten und Fragestellungen

Musealien sind potentiell unbegrenzt aussagefähige Bedeutungsträger. Sie beziehen ihren einmaligen kulturellen Wert aus ihrer Symbolfähigkeit. Zu solchen Sinnbildern können sie jedoch im Wege ausschließlich quellenfachlicher Fragestellungen niemals werden. Fachdisziplinen untersuchen das *Sein* ihrer Objekte und können sich damit auch begnügen. Die Museologie verlangt jedoch mehr: sie will erkennen, ob und in welcher Weise diese Objekte auch für die Menschen wichtig sind. Ihr *Für-uns-Sein* ist es, das sie nachzuweisen und zu vermitteln sucht. Wenn dieser Erkenntniszugang fehlt, dann kann eine Sammlung nicht zu einer eigentlich musealen Sammlung werden. Nicht daß sie damit ohne Nutzen wäre: selbstverständlich hat die positivistische Sichtweise auch ihre Bedeutung, aber sie reicht für das Museum nicht aus.

6) Dilettantische Planung

²⁵ Waidacher, Friedrich: Bedeutung bewahren: Museen und ihre Sammlungen, in: Neues Museum 2/98 (1998), S. 38-48.

Zwei Kostproben von vielen möglichen:

Unzureichende Terminplanung führt in der Mehrzahl der Fälle dazu, daß während des Einzuges der Ehrengäste einer Ausstellungseröffnung die letzten Handwerker mit ihren Leitern und Tischkreissägen zur Hintertür hinausschleichen. Welche Gefahr diese Umkehrung von Arbeitsabläufen für die Sicherheit der Exposita bedeutet, verstehen auch Laien.

Ein anderes Beispiel ist schlechte oder fehlende wirtschaftliche Planung: sie kann schließlich dazu führen, daß man auf das Familiensilber zurückgreifen muß. Nur ein aktuelles Beispiel aus einer Pressemeldung: „Das Bonner Kunstmuseum muß zur Abdeckung des Defizits der Ausstellung ‚Zeitenwenden‘ (die auch in Wien zu sehen war) ein Bild von Georg Baselitz verkaufen. Das Werk geht an den Gläubiger, die Bonner Stadtparkasse.“²⁶

7) Publizieren vorwiegend für die Fachwelt

Im Verlaufe der letzten Generation hat sich die Unsitte breit gemacht, immer umfangreichere, teurere und schwerere Ausstellungskataloge zu produzieren. Sie verschlingen manchmal einen Großteil der Zeit, die doch der Ausstellung selbst zukommen sollte und binden damit die Energie der Verantwortlichen an ein Akzidens. Die darin veröffentlichten Aufsätze richten sich häufig auch gar nicht an das breite Publikum, also den eigentlichen Geldgeber, sondern an oder gegen die Fachkollegenschaft. Jedenfalls bieten sie für das Publikationsverzeichnis im Falle beabsichtigter Habilitation wohlfeile Gelegenheit, auf Kosten der Allgemeinheit wissenschaftliche Tätigkeit nachweisen zu können.

8) Ausstellungskommunikation am Publikum vorbei

Dafür gibt es besonders viele Möglichkeiten, die auch weidlich genutzt werden. Ich zitiere aus einer aktuellen Ausstellungsrezension der VL Museen ein kleines, anscheinend banales Beispiel: „[...] Wann endlich werden Ausstellungsdesigner lernen, daß diese Nummern *oben* an die Vitrinen gehören, nicht etwa in Augenhöhe von Kleinkindern oder gar irgendwo seitlich? Noch dazu auf nur einer Seite, wenn das Modell doch insgesamt vier Betrachtungsperspektiven bietet! Nummernaufkleber gibt es für zwei Mark fünfzig in jedem Kaufhaus, Sparsamkeit ist hier absolut unangemessen.“²⁷

Beliebt ist auch die Tendenz, nach schuldidaktischen statt museologischen Grundsätzen vermitteln zu wollen, als wäre eine Ausstellung eine Schulstube, das Publikum eine Schulklasse und das Ziel des Ausstellungsbesuches der Erwerb von Wissen und Fertigkeiten. Wo gibt es etwa didaktische Operninszenierungen oder

²⁶ Die Presse v. 3. 2. 2001, S. 29.

²⁷ Göttlinger, Rainer: Im Labyrinth des Minos, 7. 2. 2001, Rezension abrufbar unter: <http://www.hco.hagen.de/museen/aus-rez/goettlinger01-1.htm>

pädagogische Musicals? Was läßt sich in einem Konzert lernen? Musikgeschichte, Tonsatz, Instrumentation, Formenlehre? Nichts? Wozu dann der Besuch?

Aber auch die notorische Weigerung von Fachleuten, das, was für sie selbstverständlich ist, auch anderen, Nichteingeweihten mitzuteilen ist leider nichts Neues. Schon 1883 stellt Johann Theodor GRAESSE fest: „Die lakonische Information ‚Niobe, Apollo und Danae, Laokoon‘ hat tatsächlich keine Bedeutung für ungebildete Menschen, da sie nicht das notwendige mythologische Wissen haben. Andererseits ist das zu wenig für Leute mit diesem Wissen...“²⁸

Und der schon genannte John Cotton DANA stellte 1927 fest, daß Objekte still sind. „Sie müssen über sich selber, ihre Herkunft, ihren Zweck (...) und unzählige andere Einzelheiten durch Beschriftungen, Führer und Kataloge erzählen.“²⁹

Es ist auch nicht zielführend, Menschen unbedingt zu ihrem Glück zwingen zu wollen. In der westlichen Gesellschaft interessieren sich nun einmal mehr als fünf Sechstel nicht für Museen. Folgerichtig haben auch die italienischen Satiriker FRUTTERO und LUCENTINI am Beispiel der bildenden Kunst auf bekannt drastische Weise daran erinnert, „[...] daß der Genuß eines Kunstwerks lange Vorbereitungsarbeiten und echte Leidenschaft erfordert und daß es nichts nützt, eine Masse Menschen, die mit Reklamebildern, Fernsehen, Comics und Fotoromanen aufgewachsen sind und keinerlei Anhaltspunkt, keine Neugier und keine Aufnahmebereitschaft haben und den Mund nicht halten können, ein paar Minuten lang vor einen Botticelli zu stellen.“³⁰

Das verbleibende schwache Sechstel jedoch, das in Museen kommt, verdient hingegen höchste Qualität der Zuwendung, Anleitung, Anregung und Betreuung. Alle diese Menschen sind als voll berechnete Gäste zu betrachten, von denen zu hoffen ist, daß sie wiederkommen.

Schlußbemerkung

Unser Wissen vom Musealphänomen bedarf selbstverständlich auch weiterhin unausgesetzter Ergänzung und Kritik. Nur dann wird es möglich sein, auf jenem Wege fortzuschreiten, den viele Museumsleute erfreulicherweise schon erkannt haben, der jedoch anderen immer noch unbekannt ist oder als überflüssige Sackgasse erscheint. Die Museologie verfügt längst über eine große Fülle von Erfahrungen und bestens abgesicherten Handlungsanweisungen. Man bediene sich.

Dann sollte auch weitgehend ausgeschlossen sein, daß sich auch nur ein einziger Mensch fragen müßte, ob er sein Steuergeld nicht doch lieber anderswo investiert sähe.

²⁸ Graesse, J. G. Th.: Museologie als Fachwissenschaft, in: Zeitschrift für Museologie und Antiquitätenkunde 6 (1883), S. 13-15 und S.129-131.

²⁹ Dana, John Cotton: Should Museums be Useful?, in: The Museum (The Newark Museum Association), 1927.

³⁰ Fruttero, Carlo / Lucentini, Franco: Ein Hoch auf die Dummheit. München / Zürich 1997, S. 19-20.

Museologie Online	3. Jahrgang	2001	S. 84 - 100	100
-------------------	-------------	------	-------------	-----

Adresse des Autors:

Dr. Friedrich Waidacher
Klosterwiesgasse 44
A-8010 Graz
Tel/Fax +43 (0) 316 82 62 64
E-Mail waidacher@telecom.at

Alle Rechte beim Verfasser und Museologie Online
© Friedrich Waidacher / Museologie Online
Dokument erstellt am 14.6.2001

<http://www.hco.hagen.de/museen/m-online/01/01-02.pdf>